Das Zeitalter Wilhelms des Zweiten.

Von Professor Dr. Robert Davidsohn.

Ueber die Ursachen von Deutschlands Niedergang.

Der Verfasser des nachstehenden Artikels, Prof. Dr. Robert Davidsohn, ist in Danzig im Jahre 1853 geboren, wurde später Ehrendoktor der Universität Freiburg, war im Verein mit seinem Bruder Georg Besitzer des „Berliner Börsencourriers" und widmete sich besonders historischen Studien. Er hat eine Reihe geschichtlicher Werke geschrieben, darunter als das bedeutendste „Die Geschichte von Florenz", die in den bisher erschienenen drei Bänden bis zum 14. Jahrhundert fortgeführt worden ist. Dies großangelegte Werk hat Prof. Davidsohn viele Ehrungen eingetragen. Er war Mitglied zahlreicher wissenschaftlicher Akademien und genießt einen bedeutenden Ruf als Historiker. Der Artikel über das „Zeitalter Wilhelms II." bringt eine in mancher Hinsicht überraschende Auffassung, ist aber so maßvoll und objektiv gehalten, daß er seines tiefgehenden Eindrucks nicht verfehlen wird, auch wenn mancher Leser vielleicht nicht jeder seiner Ausführungen zuzustimmen vermag.

Die Red.

* * *

(„Neue Zürcher Zeitung".)

Es ist ein alter, aber es ist ein müßiger Streit, ob für die geschichtliche Betrachtung ein starker Abstand von den Ereignissen erforderlich ist, oder ob auch Mitlebende die Eignung besitzen, Vorgänge ihrer Daseinszeit von höherer Warte aus zu betrachten. Gewiß werden sie kein abschließendes Urteil fällen können, aber wer fühlt überhaupt die Vollmacht zu endgültigen Urteilen in sich? Die Berufung an weisere und gerechtere Richter der Zukunft bleibt jederzeit offen, doch auch die späteren Geschichtschreiber sind auf die Aussagen derer angewiesen, die eine zur Vergangenheit gewordene Gegenwart mit durchlebt und miterlitten haben. Entscheidend bleibt der innerste Wille zur Wahrhaftigkeit. Zwar hat ein Historiker vom Range Heinrich v. Sybels in jungen Jahren die seinem Temperament entsprechende These verfochten: der Geschichtschreiber solle von Zorn und Eifer erfüllt sein. Es war wie ein Vorklang des Bismarckschen Zeitalters, das eben auch das der Sybel und Treitschke gewesen ist. Wir werden bescheiden zu alten Leitfäden zurückkehren müssen, und unter diesem Beding wird auch die gerechte Würdigung einer Periode möglich, deren letztes Kalenderjahr kaum verflossen ist, die aber gleichwohl ein unwiderruflich beendetes Kapitel der Völkergeschichte bildet.

Darf man von einem Zeitalter Wilhelms II. sprechen? Man nennt eine Aera gewöhnlich nach einem geistig Ueberragenden, der ihr das Gepräge verlieh. Hier aber gab die Zeit dem Manne das Gepräge, und Züge von Größe wiesen weder der eine noch die andere auf. Dennoch läßt sich die deutsche Geschichte der letzten Jahrzehnte, die entscheidenden Einfluß auf das Weltgeschehen übten, nur in engem Zusammenhange mit der Person des dritten Kaisers aus dem Hause Hohenzollern betrachten, und diese wiederum wird nur verständlich, wenn man in ihr eine Auswirkung der Periode Bismarcks erblickt. Ein Volk, das in seiner überwiegenden Mehrheit einen durchaus genialen Staatsmann gehaßt hatte, wandelte in kurzem Zeitraum diese Empfindung in glühende und kritiklose Bewunderung. — Kluge Männer, in denen der Geist des Jahres 48 lebendig war, warnten seit 1866 als Prediger in der Wüste vor der blinden Anbetung des Erfolges; nach den Siegen des deutsch-französischen Krieges schwand jeder Rückhalt, und vom Politischen übertrug sich die Beurteilung allen Handelns wie des Wesens der Menschen nach dem Maßstabe äußerer Erfolge auf alle Sphären des Daseins. Auf Welhelm II. übte, als er hundert Tage nach dem Tode seines greisen Großvaters zur Regierung kam, der Erfolg denselben faszinierenden Einfluß aus wie auf das gesamte Geschlecht, das in Deutschland nach 1870 heranreifte; nicht Führer dieses Geschlechtes war der junge Herrscher, sondern nur dessen Prototyp. Wie der liebenswürdige und milder geartete Vater war er ganz und gar Berliner, und an der Spree liebt man große Worte und schnellbereite Handlungen. Er ließ in der Frühzeit seiner Regierung den Professor Koch zur übereilten Veröffentlichung seines Tuberkulinverfahrens drängen, die in der Welt eine so tiefe Enttäuschung, eine Verminderung des deutschen wissenschaftlichen Ansehens zur Folge hatte, und er pries später den Grafen Zeppelin als den größten Mann eines Jahrhunderts, das eben erst begonnen hatte. — Man jagte den Erfolgen nach und berauschte sich an ihnen, worüber dann die Unterscheidung zwischen dem Bleibenden, Echten und dem nur Scheinbaren verloren ging.

Bismarck hatte erkannt, daß das deutsche Volk für die Behauptung einer von allen Seiten bedrohten Machtstellung zu arm sei, er beschloß, wie er sich gelegentlich ausdrückte, die „Züchtung" von Millionären. Vermittelst eines immer schärfer ausgebildeten Schutzzollsystems gelang es, den Reichtum in verhältnismäßig kurzer Zeit zu steigern, wenn auch nicht in dem Maße, in dem Deutschlands Gegner dies voraussetzen, aber in dem Deutsche selbst, in goldenen Illusionen befangen, oder in prahlerischer Selbsttäuschung dies zeitweilig glaubten. Man wird die Gestaltung der deutschen Zustände während der letzten vierzig Jahre in keiner Hinsicht zutreffend beurteilen können, wenn man nicht dauernd die wirtschaftlichen Verhältnisse, ihre Einflüsse auf die Struktur der Gesellschaft, auf die Veränderung aller Auffassungen in Betracht zieht. Wohl handelt es sich dabei um eine nicht nur europäische, sondern um eine planetarische Erscheinung, aber in keinem Lande vollzog sich der Umschwung so schnell, so undermittelt wie gerade im Deutschen Reich. Die Kleinwirtschaft wandelte sich durch den Aufwand einer fieberhaften Tätigkeit zum Großbetrieb, ein Agrarstaat von mäßigem Wohlstande mit nur einigen gewerblich höher entwickelten westlichen Gebieten wurde zu einem führenden Industrieland der Welt. Die außerordentliche Arbeitsleistung gereichte dem Volke zu hoher Ehre, aber das überhitzte Tempo dieser Umgestaltung, die treibhausartige Entfaltung der wirtschaftlichen Blüte erzeugte viele verhängnisvolle Wirkungen. — Es kam jene Stimmung auf, in der man sich vermaß, alles zu können, und man wollte stets mehr als man konnte. Ohne der Zeit Zeit zu lassen, wünschte man die schönsten aller Großstädte mit den gewaltigsten monumentalen Bauten, das mächtigste Landheer, eine der größten Flotten, ein über drei Erdteile verbreitetes Kolonialreich zu haben, das naturgemäß zersplittert ausfallen mußte. — Die Ungeduld eines parvenühaften Wesens prägte sich allen Lebensäußerungen auf. Infolge des schnell wachsenden Reichtums gelangten Schichten zu gesellschaftlichem und politischem Einfluß, die einer sehr untergeordneten Bildungssphäre angehörten, die das Dasein nur nach äußeren Maßstäben werteten, die aber infolge glänzender Lebensführung tonangebend wirkten, auf den Geschmack, auf Theater, Literatur, Kunst entscheidenden Einfluß übten. Einige Andeutungen müssen in dieser Beziehung genügen. Ein zuvor in Deutschland nicht gekannter Typus, der nur auf dem Boden des neuen Reichtums entstehen konnte, kam empor, der Kunstsammler unter kunstbehördlicher, ja geradezu unter kaiserlicher Patronage. Wie es mit dem inneren Verhältnis dieser Kreise zu künstlerischem Genuß und künstlerischem Erlebnis bestellt sein mochte, bleibe unerörtert. — Jedenfalls spielten der Wettstreit um den Erwerb von Bildern und Plastiken, der Preis, bald die Klugheit des billigen Erstehens, bald das Prunken mit gezahlten hohen Summen, das gesellschaftliche Ansehen, das der Besitz alter Meisterwerke verlieh, die kaiserliche Gunst, wenn ein Teil davon staatlichen Sammlungen überlassen oder als Vermächtnis in Aussicht gestellt wurde, die Sensation der öffentlichen Versteigerungen, durchweg Dinge, die mit der Kunst nichts gemein haben, bei diesem Sammelwesen eine maßgebende Rolle. An die Stelle stillen Genusses trat ein lauter geschäftiger und geschäftlicher Betrieb. Wilhelm II. wußte den Kreis „seiner" Millionäre für alle ihn interessierenden Zwecke heranzuziehen, wie für Erwerbungen der Museen so zumal auch für die Kaiser Wilhelms-Gesellschaft der Wissenschaften, deren Gründung ihm von dem eigentlichen Leiter des Kultusministeriums, von dem tatkräftigen und zynischen Althoff suggeriert worden war, die er dann aber ganz und gar als seinem eigenen Gedankenkreis entsprossen betrachtete. — Ursprünglich war sie derart geplant, daß ihre Forschungsanstalten vorwiegend dem Grenzgebiet zwischen Technik und Naturwissenschaften dienen, daß mittelbar praktische Zwecke im Vordergrunde stehen sollten, während später in sehr unorganischer Art ein kleines Gebiet der Geisteswissenschaften angegliedert wurde. Die Mitgliedschaft galt als eine Auszeichnung, aber diese Auszeichnung wurde durch Zahlung großer Beträge erworben. Die neuen Reichen drängten sich nach ihr, da ihnen die kaiserliche Bestätigung ein gesellschaftliches Relief und einen Schimmer wissenschaftlichen Mäzenatentums verlieh. Der Kaiser besaß eine starke Neigung zum Theatralischen, zum Maskenwesen, und diese war von den Eltern ererbt, die sich gern bei Kostümfesten als Fürstenpaar der italienischen Renaissance feiern ließen. Aus geheimen Kommerzienräten und wenigen Hofgelehrten bildete er einen Senat jener Wissenschaftsgesellschaft, zeichnete für die Festtracht dieser Senatoren eigenhändig eine goldene Amtskette und ließ die Herren bei höfischen Empfängen und sonstigen feierlichen Anlässen in Barett und Talar einhergehen, was denn befremdlich genug wirkte, da das Gewand der Bologneser Glossatoren oder Paduaner Hochschullehrer, Berliner Bankiers und rheinische Fabrikanten umwallte. In diesen wie in zahlreichen andern Dingen gab sich ein seltsam unechtes, wurzelloses, äußerliches Wesen kund, das für ein Zeitalter typisch wurde, in dem Wort und Begriff der „Aufmachung" zu hohen Ehren gelangte.

Man fühlte sich von jedem Glanze geblendet und demgemäß wurde mit den Ueberreichen, wer sie auch sein mochten, ein wahrer Kultus getrieben, bei dem Wilhelm II. voranschritt. Das psychologische Rätsel, wie der Sproß eines der mächtigen europäischen Herrschergeschlechter rückhaltloser Bewunderer des Reichtums sein konnte, läßt sich, wenn man gewisse Jugendeindrücke in Betracht zieht. Im elterlichen Hause war es bei geringer Apanage und zahlreicher Kinderschar häufig recht knapp zugegangen. Mit seiner lebhaften Neigung für glänzendes Leben hatte sich Prinz Wilhelm sehr beengt gefühlt, sich oft auf mancherlei Aushilfen angewiesen gesehen, woraus sich dann jener starke Respekt vor dem Gelde entwickelte. — Das Verhältnis des Herrschers zu den Multimillionären war das eines vertraulichen Verkehrs, aber den Ausschlag über die Stimmung, auf der es beruhte, gab gelegentlich in einem derartigen Kreise ein General, Minister und damaliger Günstling des Monarchen mit der Erklärung: für jenen gebe es unterhalb des Ranges von Prinzen regierender Häuser überhaupt nur eine einheitliche Schicht; da sei es ihm gleich, ob es sich um Generale, Minister, Industrielle, Kaufleute oder sonstige Sterbliche handle, diese alle messe er mit dem gleichen Maßstabe.

Das Selbstgefühl, wie er es in einem Briefe an Franz Joseph nannte, „der alte Hohenzollernsche Familienstolz", war in dem Monarchen übermäßig entwickelt, äußerte sich aber nicht als ruhiges Bewußtsein hoher Würde, sondern in flackernder, nach fortwährender Bestätigung von außen her dürstender Art. Als Jüngling wurde ihm vorgeschmeichelt, er habe die Augen Friedrichs des Großen, und von da bis zu dem Glauben, er sei der berufene Geisteserbe dieses Ahnen, war der Weg kein weiter. Man hat viele seiner Schwächen und der begangenen Fehler durch die Einflüsse einer minderwertigen höfischen Umgebung erklärt. In Wirklichkeit hat jeder Fürst die Umgebung, die er zu haben wünscht. Wilhelm II. duldete keinen Einspruch, und jede charaktervolle Persönlichkeit wies er früher oder später von sich. Bisweilen bedauerte er dies nach einiger Zeit und suchte, zumal unter dem Einfluß seiner nicht bedeutenden, vielfach befangenen, aber wahlmeinenden Gemahlin begangenes Unrecht wieder gutzumachen, doch der von neuem zu Gnaden Aufgenommene war durch solches Verfahren entwertet, zermürbt, entwürdigt. Seit die Revolution das Privatarchiv des verstorbenen österreichischen Kaisers geöffnet, wissen wir, daß an dem Konflikt mit Bismarck der bis zur Unerträglichkeit und Krankhaftigkeit gesteigerte Eigenwillen des ersten Reichskanzlers die hauptsächliche Schuld trug, aber wir erkennen auch von neuem, welch staunenswert geringes Maß an Menschenkenntnis und Urteilsfähigkeit der jugendliche Monarch besaß, der in seiner Neigung für übertriebene Wertungen Caprivi als „nächst Bismarck den größten Deutschen" feierte. Wer ihm gefiel, im Augenblick als nützlich erschien, galt ihm als überragende Persönlichkeit, und ihm gefielen vorwiegend die Mittelmäßigen. Das Emporsteigen jener neuen sozialen Schichten wirkte in gleicher Richtung und Deutschland wurde in verhängnisvoller Art das Land der Mediokratie, die betriebsame, mehr oder minder tüchtige Mittelmäßigkeit gelangte auf allen Gebieten des politischen und geistigen Lebens zu unbedingter Herrschaft. Wilhelm II. hatte einen trefflichen Instinkt für das Mittelmäßige; er rühmte Leistungen, die das Achselzucken Sachkundiger oder Tiefblickender erregten, mit Aeußerungen höchsten Entzückens. Die eintönig konventionellen Statuen und marmornen Rundbänke der Siegesallee, die zur Verherrlichung seiner Ahnen und Vorgänger aufgestellt wurden, übertrafen für ihn die Plastiken des italienischen Rinascimento, der widerwärtige Marmorprunk vor dem Brandenburgertor, der das Andenken seiner Eltern feiert, das Wagnerdenkmal im Tiergarten, an dem er mitgeholfen, galten ihm als hohe Kunst. — Theaterstücke, Erzählungen durchaus untergeordneten Wertes wurden, besonders wenn der Stoff ihm behagte, als Werke edelster Gattung gepriesen, und da er nur die Richtungen gelten ließ, die seinem Geschmack, seinem Regierungssystem entsprachen, da er alles Andersartige mit schärfster, härtester Ablehnung als unzulässig, als schädlich behandelte, wurden alle unabhängigen Geister zu bitterer Widersacherschaft aufgereizt. — Bei solchen Verhältnissen konnte von einer gesunden Entwicklung nicht die Rede sein, vielmehr entstand im Gegensatz zu der offiziell geförderten Flachheit ein bald ehrlich suchendes, bald unsicher tastendes, vielfach manieriertes, zum Hohn, zur Verneinung, zum Destruktiven neigendes Geistesleben, von dem die jüngere Welt widerstandslos erfaßt, durch das die ältere teils beiseite geschoben, teils gegen eigenen Willen mit fortgerissen wurde.

Der Sturz des Fürsten Bismarck, über dessen Zusammenhänge wir uns jetzt auf Grund einer Art kontradiktorischen Verfahrens Klarheit zu schaffen vermögen, bildete eine Katastrophe nicht nur für das politische Leben Deutschlands, sondern zweifellos auch für das seelische Dasein des damals jugendlichen Kaisers. Die tiefe Menschenverachtung, von der Bismarck erfüllt war, ist nicht nur die bittere Frucht eines erfahrungsreichen Lebens gewesen, sondern sie wurzelte in dem Wesen des Mannes, der ein intensiver Hasser war, und der, abgesehen von seinem Familiensinn (der denn doch nur ein erweiterter Egoismus ist), gar keine Güte, gar keine Fähigkeit zur Liebe, zur Nachsicht besaß. Dem grimmen, aber tiefgründigen Pessimisten von 75 stand ein junger Optimist von 31 Jahren gegenüber, der das Leben nur von der glänzenden Seite kennen gelernt hatte, den ein unklarer Traum von grenzenloser Macht beselte, vermittelst deren man das Gute hemmungslos durchsetzen könne, der in jugendlichem Drange und oberflächlicher Beurteilung menschlicher Dinge sich berufen fühlte, als ein neuer Titus, eine Wonne des Zeitalters, durchs Leben zu wallen, der die Meinung hatte, er könne seinem Volke goldene Tage heraufführen, ohne allzu große Mühe werde es ihm gelingen, Gegensätze auszugleichen, Schwierigkeiten zu überwinden, Feindschaft zwischen Völkern wie sozialen Schichten zu beseitigen. Man wird es den schriftlichen Aussagen des Monarchen aus jener Zeit glauben dürfen, daß er den Schöpfer des Reiches damals nicht als einen „Handlanger" seines verstorbenen Großvaters betrachtete, sondern ihn mit der ganzen Impulsivität seines Wesens aufs tiefste verehrte, daß er sich zuvor durch sein Eintreten für ihn den unauslöschlichen Haß der Mutter zugezogen hatte, daß er in der Abschiedsaudienz den Vorwurf Bismarcks, er jage ihn davon, schweigend hinnahm, daß er aber, als sich die Tür hinter dem vormals Geliebten schloß, in einem Weinkrampf zusammenbrach.

Die dramatische Szene kann menschlich nur für den jügern der beiden Männer stimmen. Dieser aber lud in jenem Augenblick eine Pflicht auf sich, die er nicht erfüllt hat. Man kann keinen Vorwurf daraus herleiten, daß ihm die Natur nicht die geistige Ueberlegenheit, das Schicksal ihm nicht die reife Erfahrung des Scheidenden gewährte, doch von der Stunde der gewaltsamen, wenn auch unvermeidlichen Trennung an hätte sein Dasein aus einem tiefen Verantwortlichkeitsgefühl heraus unter Verzicht auf Glanz, blendende Repräsentation und Daseinsgenuß der ernstesten und unablässigen Arbeit im Staate gewidmet sein müssen. Gedanken, Entschlüsse solcher Art lagen aber seinem Wesen fern. Er glaubte zu regieren, wenn er sich um vieles zugleich kümmerte, in alles ihm Sichtbare hineinsprach, ohne sich durch beharrliche Einzelarbeit das Recht hierauf zu erwerben. Die Folge war ein außerordentlicher Wirrwarr. Er schien der Leiter, ohne es zu sein, und die einzelnen Ressorts arbeiteten, nur auf ihn blickend, jedes für sich; der organische Zusammenhang kam abhanden, und in den Jahren der Prüfung entstand daraus ein verhängnisvolles Gegeneinanderwirken der Personen und Aemter, das einen großen Teil der Schuld an dem über Deutschland hereingebrochenen Unheil trägt. Von der Frühzeit des Monarchen an entwickelte sich ein vordem nicht gekannter Wettlauf um die schnell erworbene, schnell wieder verlorene Gunst des Herrschers, der ein Autokrat nicht nur aus Selbstliebe, sondern auch aus Oberflächlichkeit war. Er sah kaum die Schwierigkeit der Dinge, über die er schnellfertige, inappellable Urteile fällte. Nur das höchste Tribunal, das der Wirkungen und Folgen, gestattete sich allzu häufige Revisionen kaiserlicher Machtsprüche herbeizuführen.

Bismarcks überragende Gestalt, die Gewalttätigkeit seiner Anfeindungen, hatte das politische Niveau in Deutschland stark herabgedrückt. Immerhin waren aus den Kämpfen um die Einheit und für die Freiheit gestählte, in sich ruhende Persönlichkeiten in nicht geringer Zahl übrig geblieben. Dem natürlichen Gesetze folgend, gingen sie allgemach dahin, und die Verhältnisse bewirkten, daß kein Ersatz nachwuchs. Der politische Kompromiß, die Neigung für die Opportunität gingen als Erbteil der Zeit Bismarcks auf die Wilhelms II. über. Die augenblickliche Nützlichkeit wurde für alle Verhältnisse entscheidend, das Beharren auf Gesinnungen und Grundsätzen galt als verstiegene Ideologie. Aufrechte Männer vereinsamten und verschwanden schließlich von der Szene des öffentlichen Lebens, die sich mit Schönrednern und gewandten Praktikern voll geschmeidiger Selbstgefälligkeit füllte. Innerhalb der Parteien bildeten Prinzipien nur noch ein dekoratives Beiwerk, und die Parteimaschinerie, von geschickten Technikern, klugen Geschäftsleuten gehandhabt, entschied die parlamentarische Stellungnahme, beeinflußte die Wählermassen wie die Presse. Höher geartete Individualitäten fühlten sich von dem sehr geistlosen Parteitreiben und seiner kleinlichen Gehässigkeit, von der Parteibureaukratie abgestoßen und mochten zu schwerstem Schaden des Volkes von politischer Beteiligung nichts mehr wissen, laute Mittelmäßigkeit führte allein das Wort.

Das hohe Beamtentum besaß sehr viele fähige Kräfte, die in der Verwaltung höchst Achtungswertes leisteten. Zöge man nur die intellektuelle Seite nebst der Arbeitswilligkeit in Betracht, man müßte urteilen, daß eine Auslese der Tüchtigsten führende Mäpner hätte ergeben müssen. Aber die Umstände gestatteten nicht, daß sich der Charakter in ähnlicher Weise bewähren konnte wie der Verstand. Gelangten die Beamten an Stellen, wo sie nach obenhin bemerkbar wurden, so war ihr ganzes Streben auf Gewinnung und Behauptung kaiserlicher Gunst gerichtet, wozu tüchtige Leistungen allein nicht ausreichten. Es mußten allerlei persönliche, gesellschaftliche Eigenschaften hinzukommen, Fügsamkeit dem Willen des Monarchen gegenüber war unbedingte Voraussetzung. Als nicht viele Jahre vor dem Kriege eine von allerhöchster Seite begünstigte Ausgabe auf Grund von Sparsamkeitsrücksichten durch den Staatssekretär des Reichsschatzamtes bekämpft wurde, hinterbrachte man diesem die Aeußerung des über solche Selbständigkeit empörten Herrschers: ein Reichsschatzsekretär müsse eben alle paar Jahre einmal abgeschossen werden. Der Beamte zog sofort aus dem Jägerausdruck des Grandseigneurs die Folgerung und ging, ehe er „abgeschossen" wurde. Festhalten an eigener Gesinnung war unter solchen Umständen kaum oder doch nur um den Preis des Amtes möglich. Viele auf dem Wege zu hohen Stellungen Befindliche wichen der Gefahr schneller Abnutzung, die diese in sich bargen, aus, indem sie einen warmen und lohnenden Unterschlupf in der Verwaltung großer Privatbetriebe oder der Leitung von Gesellschaften suchten, wo sie ihre Einnahmen vervielfachen und ihre Zukunft sicherstellen konnten. So entstand im hohen Beamtentum ein Schielen mit dem einen Auge nach Hofgunst und Gunst der Vorgesetzten, mit dem andern nach der reicher und mächtiger, stets sich in wohlberechneter Absicht darbietender Freunde und Protektoren vom Gebiete des Bankwesens und der Industrie. Welche Einflüsse dies auf Menschen, auf Verhältnisse übte, ist unschwer zu ermessen, und wenn freilich von eigentlicher Korruption der Verwaltung nicht die Rede sein konnte, so ist dies ein gutes Zeugnis für die ursprüngliche Gesundheit des deutschen Beamtentums, doch die Keime der Zersetzung, genährt durch den in diesen Kreisen allseitig verbreiteten Hang zum Wohlleben, waren freilich in bedenklicher Art vorhanden.

Die Eltern Wilhelms II. hatten in der redlichen Absicht, den künftigen Thronerben höfischer Isolierung zu entziehen, ihn von Jugend an zur bürgerlichen Welt in Beziehung zu setzen, den Sohn die Oberklassen des Gymnasiums in Kassel, dann die Bonner Universität besuchen lassen. Aber die guten Intentionen fanden eine üble Verwirklichung; den Kaiserenkel umgaben unsichtbare Schranken, ihn umwehte die Hoflust auf der Schulbank wie auf der rheinischen Universität. Man wollte ihn fröhliches Studentenleben durchkosten lassen, und er trat in das „feudalste" aller Korps ein, zu dem nur Sprößlingen des hohen Adels und der allerreichsten Bürgerfamilien der Zugang gestattet war. Statt der unbefangenen jugendlichen Welt lernte der Prinz unreife Lebemänner von tadelloser Eleganz mit glänzenden Daseinsgewohnheiten kennen. Er liebte sein Korps und pflegte während langer Zeit die Beziehungen zu ihm. Da der künftige Monarch einer dieser Verbindungen beigetreten war, erforderte fortan der gute Ton, daß die Söhne Höhergestellter und Reicher einem Korps angehörten, und da er, zur Regierung gelangt, seine Korpsbrüder bevorzugte, hielt sich jeder Minister und hohe Beamte für berechtigt, in seinem Kreise das gleiche zu tun. Die jungen Leute traten in jene Verbindungen mit der Absicht ein, sich künftige Protektion zu sichern, und da das Leben innerhalb der Verbände immer äußerlicher, luxuriöser, kostspieliger, infolgedessen immer kastenhafter wurde, griff eine traurige Einseitigkeit und Verflachung Platz. Alle maßgebenden Stellen aber wurden durch solche besetzt, die aus den Korps hervorgegangen waren, die auf der Universität von der Fachwissenschaft nur das zum Examen Unerläßliche, von allgemeinem Wissen wie vom Leben gar nichts kennen gelernt, sich in einem eng umhegten Kreise voller Standesvorurteile bewegt und auf die nicht zu den Korps gehörigen Studenten mit herzlicher Verachtung hinabgesehen hatten. Die Kameradschaft dieser Kreise wurde zur Kameraderie, man lernte gute Verkehrsformen, freilich mit einem Beisatz von Anmaßung und Pedanterie betreffs aller Aeußerlichkeiten, der innere Mensch aber ging dabei leer aus, der Blick wurde durch Vorurteile getrübt und eingeengt. Manche gelangten später zu innerer Befreiung, die überwiegende Mehrzahl aber blieb in argem Formalismus befangen, und jene Diplomatie, die man in Berlin als die der Monokel-Idioten bezeichnete, ist auf diesem Boden erwachsen.

(Schluß folgt.)

Am Stammtisch.

„Meine Herren, es ist höchste Zeit — ich muß gehen!"

Stammtischler sind eine besondere Gattung Mensch; es ist sehr zu verwundern, daß sie in den zoologischen Lehrbüchern noch nicht als solche aufgeführt sind. Sie sind eine Gattung, weil sie vieles gemeinsam haben und dabei hat jede Spezies dieser Gattung ihre Eigenheiten; dabei ist das Sonderbarste, daß — wenn man ein Exemplar schildert — sich foundsoviele betroffen fühlen ..... eben weil sie zu einer Gattung gehören.

Da war (oder ist) z. B. der Apotheker Pulverle — aus diesem Namen kann kein Mensch ersehen, wer gemeint ist; er war (oder ist) regelmäßiger Besucher seiner Stammtischgesellschaft und immer einer von den letzten beim Heimgehen.

Aber er hat eine üble Gewohnheit. Jeden Abend mindestens ein halbes Dutzend mal äußert er die feste Absicht, zu gehen, und seine Freunde müssen ihn dann immer erst wieder durch Bitten zum Dableiben nötigen. Das wird ihnen endlich zu bunt. Sie verabreden deshalb, um ihn zu kurieren, ihn von nun an mit keinem Worte mehr aufzuhalten.

Als er am nächsten Abend kommt, macht er's wie gewöhnlich. „Ich muß jetzt gehen!" sagt er nach einer Stunde ... Aber sieh' da! Von keiner Seite ein Widerspruch.

Nach einer Weile wiederholt er laut: „Jetzt muß ich aber gehen — Wilhelm zahlen!"

Der Wilhelm, der ebenfalls eingeweiht ist, kommt dem Verlangen sofort nach .. Pulverle wird stutzig.

Wie er sich endlich doch erhebt, machen die neben ihm Sitzenden nicht die geringste Miene, ihn zurückzuhalten. Er braucht absichtlich sehr lange, bis er seinen Ueberzieher findet. Alles umsonst — unbegreiflicher Weise nimmt heute Niemand von seinem Gehen Notiz. An der Türe wendet er sich deshalb um und ruft sehr laut: „Gute Nacht, meine Herren!" Doch nichts als der einstimmige Gegenruf: „Gute Nacht, Herr Apotheker!"

Nun reißt Pulverle die Geduld. Er tritt einige Schritte vor und schreit: „Ja, zum Donnerwetter, hält mich denn heut' Niemand auf?"

„Jo, wir glaubten, Sie müßten heim!" erwiderten die anderen.

„Unsinn!" brüllt da der Apotheker, hängt Hut und Ueberzieher wieder an seinen Platz und bleibt von nun an auch ohne Zureden hübsch sitzen.

Man vertritt seine Kinderschuhe, aber niemals seinen Pantoffel.

Betrieb des größten Militärhospitals der Ver. Staaten.

Jedesmal, wenn ein neuer Verwundeter in einem der Ausschiffungshospitäler unseres Landes eintrifft, muß Onkel Sam einen neuen $50 Liberty Bond an den Mann bringen, um diesen Betrag dem Ausgabenkonto des Hospitals gegenüber als Eingang buchen zu können. Da die anderen Fonds erschöpft sind und der Strom der Verwundeten unablässig weiter fließt, müssen die benötigten Mittel durch die nächste Siegesanleihe aufgebracht werden, die am Montag, den 21. April, ihren Anfang nimmt.

Ausschiffungshospital No. 3 in der Stadt New York ist ein Beispiel und Beweis dafür; es ist das Hospital, das in den Räumen des früheren Siegel-Cooper-Greenhut Kaufhauses an der 6. Avenue gelegen ist und den gesamten Block zwischen der 18. und 19. Straße einnimmt.

Als Groß-Kaufhaus war es ein Wahrzeichen der Stadt, eine Institution, eine von den Sehenswürdigkeiten, die auswärtigen Besuchern in die Augen fielen. Jetzt, als Armeehospital für die von Uebersee zurückgekehrten Soldaten, ist es vielen erst recht bekannt geworden. Tausende und Abertausende haben den Platz besucht, um ihre verwundeten Angehörigen und Freunde zu begrüßen.

Sie haben die ersten Nachrichten über die Patienten vernommen, haben die Wunder der modernen Heilkunst angestaunt und haben zahlreiche Aufsätze gelesen, die von dem inneren Betrieb des Hospitals erzählen.

Aber wie viele von all diesen Besuchern erblicken in dem großen Hospital einen Appell an ihre Generosität, einen Aufruf, Siegesbonds zu kaufen? Wie viele unter ihnen erkennen, daß jeder der hier behandelten Soldaten ein weiteres Darlehen von $50 an die Regierung notwendig macht?

Das Hospital kann für 3600 Patienten Sorge tragen. Es ist stets gefüllt und die 104,000 in Frankreich befindlichen Verwundeten bedeuten, daß es noch bis spät in den Herbst gefüllt bleiben wird. Die Miete für das große, siebenstöckige Gebäude mit seiner 60,000 Quadratfuß deckenden Bodenfläche beträgt $300,000 pro Jahr. Das bedeutet fast $2 per Woche für jedes Bett bezw. Patienten. Zufällig ist $2 der wöchentliche Abzahlungsbetrag für einen $50 Liberty Bond. Mithin muß die Regierung — nur um die Miete allein zu decken — 6000 Bonds der fünften Anleihe beiseite setzen, und die Eingänge auf diese dazu verwenden, für die heimkehrenden Helden der amerikanischen Expeditionsarmee ein Obdach zu sichern.

Die Miete jedoch ist nur einer der Posten, die erforderlich sind, um das große Militär-Hospital der Vereinigten Staaten im Betrieb zu halten. Das Kaufhaus war in mancher Beziehung für die Umwandlung in ein Hospital wunderbar geeignet; es hätte für den Zweck kaum besser gebaut werden können. Und doch waren allein $300,000 nötig, um die nötigen Aenderungen und Reparaturen vorzunehmen, die unerläßlichen sanitären Maßnahmen zu treffen und die 3560 Betten zur Aufnahme der Patienten in den Stand zu setzen. Das bedeutet eine zusätzliche erstmalige Aufwendung von rund $100 pro Bett.

Die Versorgung und Pflege von tausenden Verwundeter ist eine ungeheure Aufgabe und erfordert fast so viele Hospitalangestellte wie Patienten. Die ersteren sind naturgemäß Mitglieder des U. S. Medical Corps. Dem Befehl von Major William J. Monaghan unterstehen 100 kommissionierte Offiziere, 1125 eingetragene Leute, 278 Pfleger und 60 Zivilangestellte. Außerdem sind 531 Mann dem Hospital attachiert, deren Aufgabe darin besteht, die Ueberführung von Patienten nach andern Hospitälern zu bewerkstelligen.

Die Lohnliste für diese kleine Armee beträgt $139,400 im Monat. Im Lauf des Jahres, also von der Eröffnung im vergangenen November bis zur voraussichtlichen Schließung im kommenden Herbst, wird der Gesamtbetrag auf $1,672,800 anwachsen, ein Betrag, der größer ist als der, den die Stadt Olean, New York, für die 4. Freiheitsanleihe aufbrachte.

Zu den obigen kommen zahllose andere Ausgabeposten im Jahresbudget des Instituts. Nehmen wir nur die Kosten des Unterhalts, bezw. Nahrung für 3560 Patienten. Die Regierung bewilligt für diesen Posten 58 Cents pro Kopf. Durch Einkauf im großen vermittelst des Quartiermeister-Departements läßt sich die beste und zuträglichste Nahrung auf dem billigsten Wege beschaffen. Der dafür aufgewendete Betrag ist $1964.80 pro Tag. Eine Aufstellung der einzelnen Posten zeigt uns, wie das Geld verwendet wird. Da sind 16 Bushel Kartoffeln, 1300 Pfund Fleisch, 150 Quart Bohnen, 180 Gallonen Kaffee, 228 Pfund Frucht, 160 Gallonen Suppe und 350 Laib Brot.

Die Gesamtsumme von $730,000, die dafür jährlich erforderlich ist, übersteigt den Betrag, der von der Stadt Hornell zur 4. Freiheitsanleihe beigesteuert wurde.

Was die Auslagen für Medikamente anlangt, so sind sie fast unmöglich einzuschätzen. Sie ändern sich mit den Zuständen der Patienten und den Aenderungen in der Preislage der Arzneien. Doch dürften sie mit etwa $1,000,000 nicht zu hoch eingeschätzt sein. Dieses Ausschiffungs-Hospital und ähnliche Institute in der Nachbarschaft New Yorks sind eigentlich mehr Clearing Häuser für verwundete Soldaten als Hospitäler. Wenn die Leute von den Transportdampfern anlangen, gibt man ihnen dort ein kurze Ruhepause, während welcher sie die rückständige Löhnung und Kleidung empfangen, um dann ausgemustert und nach den Inland-Hospitälern weiter verschickt zu werden, wo sie weitere Behandlung empfangen. Die Politik des Kriegsamtes geht dahin, jeden Mann nach dem Hospital zu senden, das seinem Heimatsort am nächsten liegt und für seine besondere Krankheits- oder Wundbehandlung am besten ausgestattet ist.

Die Auszahlungen bei Ankunft der Leute verschlingen eine ungeheure Summe. Klagen über Rückständigkeit des Soldes werden im Ausschiffungs-Hospital No. 3 nicht in Rücksicht gezogen. Sie werden einfach gefragt, wie hoch nach ihrem eignen Ermessen die ihnen zustehenden Beträge sind und müssen darüber ein Affidavit unterzeichnen. Innerhalb 48 Stunden wird ihnen dann auf Grund des beschworenen Anspruchformulars die Summe ausgehändigt. Fast jeder Einzelne hat einen vollen Monatssold zu beanspruchen, sodaß zur Auszahlung aller Forderungen täglich insgesamt $25,000 benötigt sind.

Ein anderer Posten ist die Kleidung. Fast jeder Mann wird neu ausgerüstet und zwar sofort. Das bedeutet etwa $25 pro Kopf. Wenn somit an einem der großen Ankunftstage 500 Leute vom Dampfer eintreffen, müssen Uniformen und Kleidungsstücke im Wert von $10,000 bereitgehalten werden.

Endlich müssen jedem Mann, sobald er transportfähig ist, die nötigen Mittel für Verpflegung und Reisekosten vorgestreckt werden. Alle Verwundeten reisen erster Klasse, d. h. benutzen Pullman-Wagen bei Nacht und auch am Tage, falls erforderlich. Die für jede Mahlzeit bewilligte Summe ist 75 Cents, sodaß ein jeder für täglichen Verbrauch $2.25 bezieht, bei besonders weiten Strecken außerdem zwei extra Tagesgebühren für den Notfall.

Es hält schwer, den Durchschnittsbetrag dieses Ausgabepostens zu errechnen, da einige der Leute nur bis zum nächsten Stadthospital überführt werde, müssen, während andere den ganzen Kontinent durchqueren müssen, um nach ihrer Heimat zu gelangen. In jedem Fall werden ihre Auslagen sowohl wie die der benötigten Wärter oder Pfleger im voraus bezahlt.

In der unmittelbaren Umgebung New Yorks befindet sich etwa ein Dutzend dieser Ausschiffungs